Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 44

Artikel: "Wippwapp" [Fortsetzung]

Autor: Franck, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646475

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 44 - 24. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 3. November 1934

Tod und Leben. (Zu Allerseelen) Von Ernst Oser.

Nun fällt vom Baume Blatt um Blatt,
Zu welkem Nichts geworden.
Das Grün verdirbt, einst voll und satt,
An Wegen und an Borden.

So ist auch unsres Lebens Zeit:
Einmal muss sie zerfallen.
Dem Sterben ist all' Ding geweiht
Und jedes Erdenwallen.

Dort, zu des Friedhofs kühlem Grund
Geleitet sie das Leben,
Dem sie mit Herzen, Hand und Mund
Sich froh einst hingegeben.

Die Erde deckt so manches Glück.
Die schweren, dunklen Schollen,
Sie geben keines uns zurück
Der Lieben, Lebensvollen.

Die Erde birgt so vieles Leid,
Das müde ward des Lebens,
Dem endlich ward ein Sterbekleid,
Wenn alle Kraft vergebens.

Nun wandern wir zum Friedhof still,
Die wir im Dasein bleiben,
Im Alltag, der oft hart und schrill
Uns auferlegt sein Treiben.

Und schenkt der Tag uns Sonnenschein,
Ihn bringen wir den Toten.
Herbstblumen sollen Mittler sein
Und unsres Glückes Boten,

Denn festgefügt sind Lust und Leid
Zum ewiggleichen Bunde,
Drum tragen wir sie allebeid'
Zum stillen Friedhofsgrunde.

Und der uns einst das Leben gab
Mit seinem Wort: Es werde!
Der hält auch uns bereit ein Grab
In seines Ackers Erde.

Wir wissen nicht, wann unser Weg
Zu Ende ist bemessen.
So lasst uns denn dort im Geheg
Der Toten nie vergessen!

„Wippwapp". Roman von Hans Franck. Copyright by Albert Langen-Georg Müller, München. 18

Aber es kam niemand. Es wurde nicht geklopft, daß er emporschnellen konnte — noch höher als einst —, um von seinem Thron am Fenster herab zu fragen: „Womit kann ich dienen?"

Nach einer Woche vergeblichen Wartens faßte Rikelchen sich ein Herz. So gehe es nicht. Sie habe es vorher gesagt. Wenn sie das Schild draußen neben der Tür nicht bezahlen könnten, dann müsse auf die Hauswand gepinselt werden, daß er sein Schustergeschäft wieder betreibe. Falls sie auch den Maler nicht bezahlen könnten, müßten sie selber Maler sein. Ob er es machen wolle?

Gust verneinte durch heftiges Kopfschütteln.

Ob sie es an seiner Stelle machen dürfe?

„Mmm", antwortete Gust.

Zu diesem vieldeutbaren Laut zog sich mehr und mehr, seit er wieder in den Baracken wohnte, seine Sprache zusammen.

Rikelchen nahm das „Mmm" ihres Mannes für ein Ja.

Sie ging mit zwei leeren Konservendosen, die sie in der städtischen Müllgrube draußen vor dem Weidetor gefunden und sorgsam gesäubert hatte, zu einem Malermeister. Kaufte weiße und schwarze Oelfarbe. Borgte sich zwei Pinsel. Strich auf die Mauer ihres Hauses ein weißes Schild. Ließ es trocknen. Umrandete es schwarz. Pinselte in das Weiß hinein mit schwarzen Buchstaben: „August Micheelsen, Schuhmacher." Wusch die Pinsel säuberlich aus. Brachte sie dem Malermeister dankend zurück.

Als Gust die Aufschrift an der Wand seines Hauses

sah, schalt er: So teuer auch die Pinselei gewesen sein möge, das „Meister" hätte man ihm trotzdem wohl noch gönnen dürfen. Er sei ein Meister seines Fachs. Wenn man's ihm nicht mehr glauben wolle, werde er's beweisen!

Er habe recht! gab Rikelchen unumwunden zur Antwort. „Meister" hätte sie draußen auf dem gemalten Schild nicht vergessen dürfen. Dumm von ihr, daß sie es — aus Gedankenlosigkeit, nicht in böser Absicht! — weggelassen hätte. Aber sie könne das Versehen ja wieder gutmachen. Ob sie das Wort „Meister" hinzufügen solle? Sie habe noch Farbe genug. Weiße und schwarze. Sie brauche nur zum Maler zu laufen und sich die beiden Pinsel noch einmal zu leihen. Einverstanden?

Diesmal schüttelte er aber dabei so heftig den Kopf, daß Rikelchen das Mm nicht nach ihrem eignen Willen umdeuten konnte.

Es kamen nun, durch das gemalte Schild neben der Tür angelockt, hin und wieder Kunden, die Schuhe und Stiefel brachten. Jedesmal, wenn es an die Tür klopfte, schnellte Gust auf seinem Schusterhüker hoch. Jedesmal fragte er in alter Weise: „Womit kann ich dienen?" In kürzester Frist lieferte er die gewünschte Arbeit. Sorgsam ausgeführt.

Aber es gelang Gust nicht, den Hunger aus seinem Häuschen zu hämmern.

Die Barackenleute brachten nur kleine Flickereien. Denn sie waren, mit winzigen Ausnahmen, selber armselige Schlukker, von denen mancher wohl gern bezahlen wollte, aber nicht konnte.

Wieder stellte Rikelchen fest: „So geht es nicht!"

Gust sah fragend von seinem Schusterhüker zu ihr hinüber.

Es seien jetzt andre Zeiten als früher! bedeutete die Schustersfrau ihrem nicht begreifenden Manne. Die Arbeit komme nicht mehr wie einst zu dem, der arbeiten wolle. Zumal nicht von der Vorderstraße in die Hinterstraße. Jetzt müsse der Arbeiter sich aufmachen und zur Arbeit hingehen.

Müsse ihr nachlaufen. Wenn er nicht Hungers sterben wolle, bleibe ihm nichts andres übrig, als daß er auf die Hohe Straße gehe und Haus bei Haus frage: Ob man was für ihn zu flicken oder neu zu machen habe?

„Ich?" empörte sich Gust. „Auf die Hohe Straße gehen? Um Arbeit betteln? Lieber den hier" — bei diesen Worten schwang er wild den Knieriemen über seinem Kopf hin und her —, „den hier um einen Gefallen bitten."

„Um welchen Gefallen?"

„Daß er sich schnell zuzieht und nicht reißt, wenn ich mich mit ihm aufhänge!"

„Gust!"

„Mm!" machte der Angerufene und schüttelte heftig den Kopf.

Das konnte heißen: „Sei ruhig, Rikelchen, ich werde es nicht tun!" Aber auch: „Ich zweifle nicht an der Gefälligkeit und der Festigkeit meines guten, alten Knieriemens."

Wenn er, nahm Rikelchen ihren zu Boden gefallenen Gedanken wieder auf, nicht zu den Leuten auf der Hohen Straße gehen möge, um zu fragen, ob sie Arbeit für ihn hätten — was sie gut, sehr gut begreife —, ob sie es dann tun dürfe?

„Mm", antwortete Gust und schüttelte den Kopf heftiger als je zuvor bei diesem Wort.

Aber Rikelchen sah das Kopfschütteln Gusts nicht. Rikelchen wollte es nicht sehen.

Sie nahm, da er den Mund zur Beantwortung ihrer Frage nicht aufmachte, das „Mm" ihres Mannes für ein Ja.

XVI.

Am andern Morgen machte Rikelchen sich auf, für Gust bei den Bewohnern der Hohen Straße um Flickarbeit zu bitten. Sie versprach gute Arbeit und mäßige Preise.

Man war schwerhörig.

Rikelchen begann zu betteln: Nicht ihren unglücklichen Mann, der ohne eigenes Verschulden, lediglich dadurch, daß er Deutschland, dem über alles geliebten Vaterland, aufs Wort geglaubt habe, in Not geraten sei, nicht Gust zur Verzweiflung treiben! Schon hätte er mit dem schlimmsten, was auszudenken sei, gedroht. Arbeit! Ein klein wenig Arbeit!

Man zuckte die Achseln.

Rikelchen ließ sich nicht abweisen. Wie beiläufig sagte sie: Mit der Bezahlung eile es bei ihnen durchaus nicht. Man brauche ihr, wenn sie die Stiefel oder Schuhe fertig zurückbringe, nicht gleich das Geld mitzugeben. Nein, nein! Sie wisse doch, wie es in dieser aus allen Fugen geratenen Zeit selbst bei manchen Wohlhabenden vorübergehend bestellt sei. Man könne es also mit der Begleichung ihrer kleinen Schusterrechnungen genau so halten, wie es gerade bequem sei!

Auf diese Worte hin gingen nicht nur die verschlossenen Ohren auf. Sondern manche Hände, die bisher hinter dem Rücken verschränkt waren, öffneten sich und übergaben Rikelchen Arbeit für ihren Mann.

Anfangs war es nur wenig, was die Schustersfrau aus den Baracken auf ihr Bitten und Drängen hin in den Häusern an der Hohen Straße an zerlaufenen Schuhen und Stiefeln einheimste.

Aber sehr bald wurde es, da sie Wort hielt, gute Arbeit zurückbrachte, geringe Preise forderte, niemals mit der Bezahlung drängte, die einmal genannte Forderung hinternicht erhöhte, mehr und mehr.

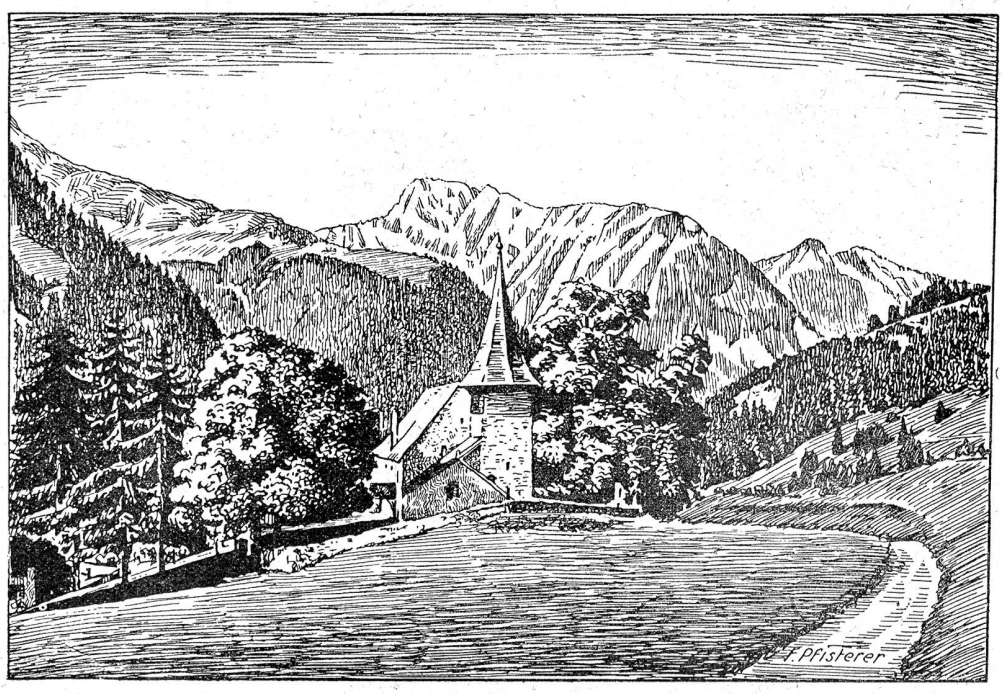
Schließlich bekam Rikelchen an Arbeit für Gust auf der Hohen Straße so viel wie sie wünschte, an manchen Stellen mehr als sie wünschte. Sie wies jedoch selbst die säumigsten Zahler nicht ab, nahm, was man ihr zum Ausbessern übergab, legte es in ihren großen Deckelkorb, verabschiedete sich mit einem Wort des Dankes und brachte Tag für Tag Flickereien für ihren Mann in die Baracken.

Gust besserte alles, was Rikelchen ihm an besserungsbedürftigen Schuhen und Stiefeln in das Haus schleppte, aufs gewissenhafteste aus.

War Gust fertig, schrieb er den Preis für seine Arbeit mit Kreide unter die Sohlen. Um das weitere kümmerte er sich nicht. Rikelchen hatte ihm die Flickerei — Gust wußte nicht woher — ins Haus gebracht. Da mochte denn auch Rikelchen sehen, daß die heilgemachten Schuhe wieder aus

dem Hause kamen. Vor allem aber sollte sie selber darum bemüht sein, wie sie das Geld eintrieb.

Als Rikelchen den sorgsam gewahrten schönen Schein, daß er mit seiner Schusterei ihren Lebensunterhalt verdiene, vor Gust nicht mehr aufrechterhalten konnte, sagte sie eines Abends unvermittelt, sie werde am andern Morgen zu ihrer Schwester nach Hamburg fahren. Der gehe es sicher gut. Denn sie hätte einen Bäcker geheiratet. Für Essen aber müsse man ja soviel Geld hergeben, wie gefordert würde. Ganz gleich, ab man wolle oder nicht. Ohne Schuhe könne man sich nämlich allenfalls helfen. Wie viele Menschen, die nie gedacht hätten, daß sie sich dazu herablassen würden, klapperten jetzt wieder auf Holzpantoffeln herum! Obwohl sein Vater geglaubt habe, die Pantoffelzeit sei für immer vorbei. Wenn es mit Deutschland so weitergehe wie in den beiden letzten Monaten, dann würden sicher auch die Städter das Barfußgehen wieder lernen.



Das Kirchlein von Rossinière an der Montreux-Oberland-Bahn.

Was sie denn in Hamburg bei ihrer Schwester eigentlich wolle? drängte Gust sich dazwischen, als er merkte, daß seine Frau ihn nicht ans Wort hinankommen lassen wollte.

Das könne er sich bei einigem Besinnen doch wohl denken, gab Rikelchen kleinlaut zur Antwort.

„Betteln?" fuhr der ehemalige Bürgerworthalter und Rentier August Michelsen von seinem Schusterhüker in den Baracken hoch.

Was sie vorhabe, sei kein Betteln! behauptete die Angefahrene. Wenn in dieser schweren Zeit zwei Schwestern sich nicht beistünden, wozu es dann überhaupt Verwandtschaft auf der Welt gäbe? In hundertfacher Weise hätte er vor dem Krieg, als es ihnen gut ging, seiner Mutter geholfen. Wie er sich also dagegen wehren könne, nun, wo es ihnen schlecht gehe, Hilfe von ihrer Schwester anzunehmen? Sie könnten ihr ja später, wenn es ihnen wieder besser gehe — und es müßten andere Zeiten für Deutschland kommen, sehr bald sogar, wenn nicht alle miteinander zugrunde gehen sollten — bis auf Heller und Pfennig zurückzahlen. Mit guten Zinsen, wenn die Schwester es wünsche. Aber ehe die ihnen helfen könne, müsse sie und der Hamburger Schwager doch wissen, daß es ihnen, wie unzähligen ehemals Wohlhabenden, schlecht gehe. Um Schwester und Schwager zu erzählen, was sich nicht schreiben lasse, fahre sie nach Hamburg. So, nun wisse er es. Betteln? Kein Gedanke dran!

„Mm", machte Gust.

Damit war, wie jetzt immer, das Gespräch zwischen den Eheleuten in dem frühern Pantoffelmacherhäuschen beendet.

Rikelchen fuhr also nach Hamburg.

Erst am übernächsten Tag kam sie zurück.

Ihrer Schwester, berichtete die Heimgekehrte, gehe es ausgezeichnet. Es sei genau so, wie sie es vermutet habe. Die Kunden gäben einander den Türdrücker zum Laden in die Hand. Wie bei ihnen, als sie noch auf der Hohen Straße wohnten.

Um den Beweis dieser Worte zu erbringen, öffnete Rikelchen ihren Reisekoffer.

Darin lagen Brote und süße Semmeln, Reis und Grieß, Mehl und Zucker, ein Stück Speck, mehrere Würfel Margarine, ja sogar ein halbes Pfund wahrhaftiger Butter.

„Mm", sagte Gust, der sich ernsthaft mühte, die neue von seiner Frau verkündete Wirtschaftsweise zu begreifen.

Und welch goldiges Herz die Schwester habe! rappelte Rikelchen weiter. Noch goldiger, als sie vermutet hätte. Wohl ein dutzendmal habe die über ihren Besuch Hocherfreute gesagt: Sie solle unbedenklich mit ihrem leeren Reisekoffer wiederkommen, so oft es nötig sei.

Anfangs wollten Gust die geschenkten Hamburger Eß-Herrlichkeiten nicht recht munden.

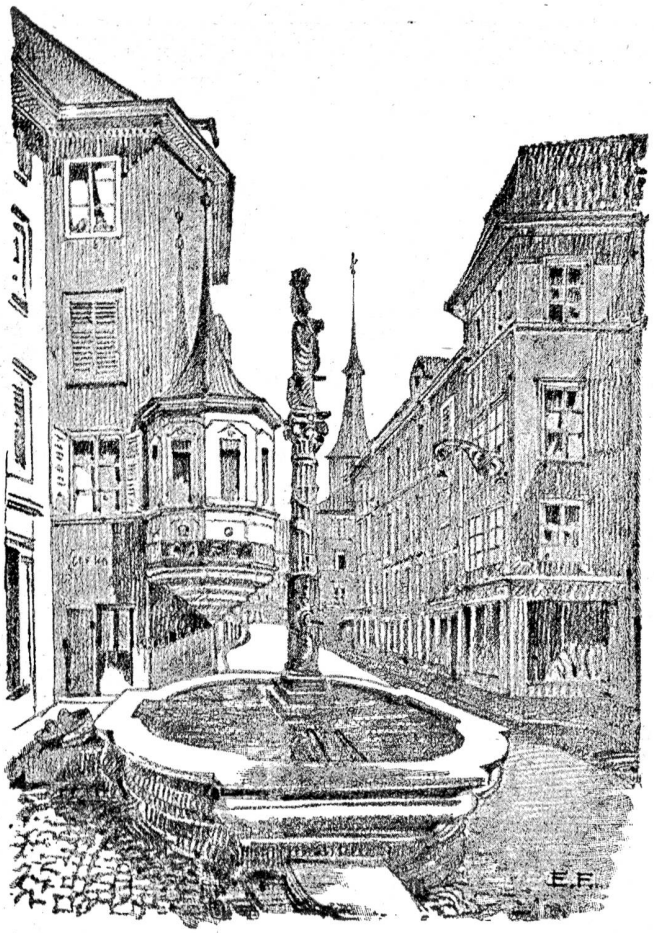
Dann knechtete der Hunger sein Wissen um die Herkunft der nahrhaften Sachen, die er zu seinem Munde führte.

Und Gust aß, seine Scham mit den wohlschmeckenden Bissen hinunterwürgend, nach Herzenslust.

Trotz der Zusage ihrer Hamburger Schwester, sie zu unterhalten, ging Rikelchen auch weiterhin auf die Hohe Straße und holte aus den Häusern soviel Flickarbeiten für Gust, daß er vor Hämmern und Nähen vom Morgen bis zum Abend nicht zur Besinnung kam und sogleich in schweren, traumlosen Schlaf versank, wenn er sich auf dem Lager neben seiner Frau ausstreckte.

*

Während dieser Monate verschwanden an der Hohen Straße in den Häusern der Vornehmen und Wohlhabenden viele leicht mitzunehmende Kostbarkeiten: silberne Löffel,



Solothurn. Hauptgasse mit Brunnen und Erker.

Messer und Gabeln, funkelnde Broschen und echte Vasen, Leuchter und Serviettenringe.

Der Dieb war trotz emsigsten Suchens nicht zu ermitteln.

Nach geraumer Weile wies jemand darauf hin, das Verschwinden gehe immer an solchen Tagen vor sich, wenn Rikelchen in ihrem Armkorb zerrissene Schuhe hole oder heile zurückbringe.

Man lachte den Verdächtigenden als einen neunmalklugen Schwätzer aus: Gusts Frau eine Diebin? Die stille, schüchterne Lebensgefährtin des zwar heruntergekommenen, aber ehrbarsten Mannes auf der Welt? Die mit allem zufriedene Ehegattin des einstmals zweitreichsten und angesehensten Bürgers der Stadt?

Aber selbst die heftigsten Zweifler mußten nach und nach zugeben, daß sich der Verdacht gegen Rikelchen verstärke.

Doch gelang es nicht, die Flickwaren einsammelnde und austragende Schustersfrau aus den Baracken des Diebstahls in den Häusern auf der Hohen Straße zu überführen.

So gab man von dem Rathaus der Stadt her schließlich amtliche Nachricht nach Hamburg und bat, bei ihrer nächsten Reise die Schuhmachersfrau Friederike Micheelsen, geborene Hüppgens aus der Nähe München-Gladbachs im Rheinland, so und so von Aussehen, so und so angezogen, als des Diebstahls dringend verdächtig, auf allen ihren Gängen in der Großstadt, bei allen ihren Handlungen, namentlich denen des Verkaufs von Kostbarkeiten, unauffällig zu überwachen. (Schluß folgt.)

Die Beziehungen Jeremias Gotthelfs zu Solothurn.

Von W. E. Aeberhardt. (Schluss.)

II. Die Politik der 30er und 40er Jahre.

Die politischen Vorgänge in der Schweiz in den sturmbewegten dreißiger und vierziger Jahren verfolgte Gotthelf mit gespannter Aufmerksamkeit, selbstredend auch die im Nachbarkanton Solothurn. Es ist bekannt, daß er weder gleichgültig noch müßig den politischen und kulturellen Strömungen seiner Zeit gegenüberstand. Der Niederschlag seiner politischen Anschauungen und temperamentvollen Mitsprache an des Landes und Volkes Geschicken findet sich in den meisten seiner Werke, versteckt oder unverblümt; ja manche seiner Schriften, wie „Zeitgeist und Bernergeist", „Jakobs, des Handwerksgesellen, Wanderungen durch die Schweiz", „Der Herr Esau", „Käthi" usw. verdanken ihre Entstehung seinem politischen Denken. Er läßt sich das Recht der freien Meinungsäußerung zu den Zeitfragen im Schweizerhause von niemandem nehmen. „Verzeiht mir nun, wenn es auch überkocht! Bin ich doch ein im Lande geborenes Kind, und Landeskinder waren auch meine Väter seit einer schönen Reihe von Jahren; erlaubt man doch manchen fremden, besternten oder verlöcherten Buben das große Wort zu führen über unseres Hauses heiligste Angelegenheiten. Ich, ein Kind der Freiheit, ein Mann des Wortes, sollte unsere Hausgötter, Freiheit und Frömmigkeit nicht verteidigen dürfen mit der Schärfe des freien Wortes!" Unter den „fremden Buben" (gewöhnlich betitelte er sie mit fremde Vögel", „Fötzeln", „Hungerleider", „Kommunisten" usw.) sind bei Gotthelf die politischen Flüchtlinge aus dem Auslande gemeint (auch die zugewanderten, die „Nassauer"); also auch der Badenser Karl Mathy und Mazzini in Grenchen, mit denen das junge Solothurn zum Verdruß Gotthelfs sympathisierte. Um Gotthelfs Position zu verstehen, müssen wir kurz seine politische Weltanschauung skizzieren. Die demokratische Volksbewegung 1830/31, die sogenannte Regeneration, hatte er begrüßt und begünstigt. Als diese Demokratisierung mit den Jahren immer radikaler wurde, ward er ihr erbitterter Gegner. Der liberal-konservative Gotthelf befürchtete, daß diese „Bewegung", dieser „Zeitgeist" (der kommunistischer Unterströmung bezichtigt wurde) die alte Tradition, ehrbare Sitte, das fromme Vätererbe, kurz den rechten „Bernergeist" untergrabe. Er haßte vor allem das Freischarenregiment. Da war es, wo er mit den katholischen Ständen sympathisierte, die Klosteraufhebungen und die Säkularisation frommer Stiftungen furchtlos geißelte. Er scheute sich nicht, die Führer des extremen Radikalismus öffentlich anzugreifen. Dabei darf man nicht vergessen, daß Gotthelf für gesunden Fortschritt um des ganzen Volkes Wohl zu haben war, ja in Schulreform und neuzeitlicher Armengesetzgebung viel getan hat. Verhaßt war ihm auch die aufklärerische Afterwissenschaft, womit der extreme Radikalismus das Volk fütterte, und die heute jeder ernsthafte Forscher und Denker verwirft.

So ist es gekommen, daß Gotthelf gegen den politischen Radikalismus äußerst mißtrauisch wurde, ihre Führer bei jeder Gelegenheit auf die Gabel nahm, auch solothurnische Extremisten. Wie ihm Solothurn resp. Grenchen durch die Aufnahme fremder Flüchtlinge verdächtig war, sahen wir bereits. Ueberhaupt ist er auf den Leberberg nicht gut zu sprechen; unter Leberberg verstand Gotthelf nicht bloß den gleichbenannten Amtsbezirk im Kanton Solothurn, der sonnig am Jurahang liegt, sondern auch die bernisch „leberbergischen Aemter", d. h. der französisch-bernische Jura im weiten Begriff. 1839 schreibt er im „Dursli": „... zur Zeit, wo wie zwei verirrte unbekannte Vögel die Worte „Freiheit und Gleichheit" über den Leberberg von Frank-